

gion kann sich zwar inhaltlich nicht von der Naturreligion unterscheiden; sie verweist aber doch auf ein „Übernatürliches außer uns“, und sie kommt zum Menschen durch ein „geheimnisvolles übernatürliches Mittel“ (S. 219). Daß die Rückführung einer Erscheinung der Sinnenwelt als Offenbarung auf Gott mit Hilfe der theoretischen Vernunft nicht zu apodiktischer Gewißheit führen kann, steht von den Grundlagen des Versuchs her nicht zu erwarten. Um etwas als Offenbarung annehmen zu können, muß ein empirisches Bedürfnis gegeben sein, sich durch eine Offenbarung helfen zu lassen (S. 224f). Dieses Bedürfnis könnte im moralischen Verfall des Menschen oder der Menschheit bestehen, aus der sie nicht zur Sittlichkeit zurückfinden können außer durch die Religion und zur Religion nicht anders als durch die Sinne (S. 223). Ausführlich behandelt Fichte auch die Problematik der Offenbarungskriterien. Entscheidend und wegweisend an diesem Versuch ist nach Kessler aber vor allem, daß Fichte das „instruktions-theoretische Offenbarungsmodell“ überwindet; er bereite damit den Boden vor für ein Verständnis von Offenbarung „als Erlösungs- und Heilsgeschehen“, wie es vom II. Vatikanum formuliert wurde (S. 12f). Fichte gelingt dieser Durchbruch von der Analyse des moralischen Bewußtseins her, insofern es den Glauben an eine moralische Weltordnung fordert. Sie ist für Fichte das Göttliche; „ein von sich selbst her frei Erscheinendes und sich Zuschickendes, das um seiner selbst willen gewollt, geliebt und angenommen wird“ (S. 311).

Die von Kessler vorgelegte Studie ist sehr sorgfältig erarbeitet, was kritische Rückfragen zu Einzelinterpretationen (auch zu wichtigen) nicht auszuschließen braucht. Es hängt sicher auch mit der Vorlage zusammen, daß man sich um ein Verstehen der Ausführungen bemühen muß. Unterzieht man sich aber dieser Anstrengung, dann wird der Gewinn nicht ausbleiben. Die Frage, was man mit welchem Recht als göttliche Offenbarung verstehen darf, ist und bleibt eine grundsätzliche Frage christlichen Glaubens und eine Antwort darauf gehört zu den Aufgaben einer recht verstandenen Glaubensbegründung.
Regensburg Heinrich Petri

■ GUARDINI ROMANO, *Die Annahme seiner selbst. Den Menschen erkennt nur, wer von Gott weiß.* (Topos-Taschenbücher, Bd. 171). (80.) Grünewald, Mainz 1987, Kart. DM 7,80.

„Die Annahme seiner selbst“, unveränderter Nachdruck der 5. Auflage 1969, in 1. Auflage 1960 erschienen, wird seither im wachsenden Maß verifiziert, dies allerdings schmerzlich, wenn etwa Eugen Biser 1987 beim heutigen Menschen einen gebrochenen Seinswillen konstatiert: „Was ihm fehlt ist, mit einem Guardini-Titel . . . gesprochen, die Fähigkeit zur ‚Annahme seiner selbst‘“ (Glaubenswende, 46f). Eine der bedeutungsvollen Wahrheiten, die sich mit dem Charakter der Alltäglichkeit umgeben und darin dem Blick entschwinden, ist jene, die uns am nächsten angeht, „daß ich der bin, der ich eben bin — jeder von uns er-selbst“, ausgedrückt durch den Satz: „Ich bin mir das einfachhin Gegebene“ (9). „Ich habe mich empfangen . . . am Anfang meiner Existenz steht

eine Initiative, ein Jemand, der mich mir gegeben hat.“ Damit ist mir die Aufgabe aller Aufgaben gestellt: Ich soll sein wollen, der ich bin (15). „Es gibt eine Auflehnung dagegen, man selbst sein zu müssen“ (17). Ich kann mich selbst weder erklären noch beweisen, ich muß mich annehmen von etwas Höherem her — und damit sind wir beim Glauben: „Glauben heißt hier, daß ich meine Endlichkeit aus der höchsten Instanz, aus dem Willen Gottes heraus verstehe“ (20). Wird diese Beziehung nicht nur abstrakt gedacht, sondern lebendig erfahren, bekommen die Fragen menschlicher Existenz ihre Antwort, warum ich der bin, der ich bin . . . warum ich überhaupt bin, und nicht vielmehr nicht. Das Endlich-Seiende muß dann durchaus nicht in Angst, es könnte auch in Mut und Zuversicht existieren (22f).

Aus diesen skeletthaften Angaben wird deutlich, daß hier Guardini anthropologisch-religionsphilosophisch Grundlegendes geleistet hat. Die Rezeption beweist es.

„Den Menschen erkennt nur, wer von Gott weiß“, unveränderter Nachdruck der 4. (erw.) Auflage 1965, in der 1. Auflage 1952 unter dem Titel: „Nur wer Gott kennt, kennt den Menschen“ erschienen, reiht sich, obwohl zeitlich älter, logisch an. Denn in obiger Arbeit hieß es im Ausklang: „Wer ich bin, verstehe ich nur in dem, was über mir ist. Nein: in Dem, der mich mir gegeben hat“ (30). Völlig anders als in neuzeitlich anthropologischen Entwürfen — der Mensch als ein Wesen, das sich aus der eigenen Natur heraus entwickelt — wird er im Licht der Offenbarung verstanden: als „Ebenbild Gottes“. Er ist Mensch nur in Beziehung zu Gott. Das „Von-Gott-her“ und „Auf-Gott-hin“ begründet sein Wesen (49). „Soviel weiß der Mensch, wer er ist, als er sich selbst aus Gott heraus versteht“ (53). Der Mensch hat sich aber gegen den Bezug zu seinem Urbild aufgelehnt, ohne ihn doch aufheben zu können (55). In Christus wurde das Menschenbild zum Mittel für die Epiphanie Gottes in der Welt; der neue Mensch wird gestaltet nach dem Bild von Gottes Sohn (56). — Im Abschnitt „Der Name des Menschen“ identifiziert G. den Namen mit dem Wesen, dem sich der Mensch immer nur annähert: „Nur in Gott liegt des Menschen Wesen“ (67), der „weiße Stein“ von Offb 2,17. — Zuletzt handelt G. von der Ferne und Nähe Gottes. Von der Nähe spricht die Offenbarung vor allem, sie ist recht eigentlich ihre „gute“ Botschaft (71). „Durch die Nähe werden wir gestärkt, durch die Ferne geprüft“ (76). Die Pastoralkonstitution des Konzils hat das Denken Guardinis von der Ebenbildlichkeit aufgegriffen — ein Hinweis auf dessen hohen Rang.

Linz

Johannes Singer

■ GUARDINI ROMANO, *Tugenden. Meditationen über Gestalten sittlichen Lebens.* (Werke / Romano Guardini. Hrsg. von Franz Henrich, Katholische Akademie in Bayern). (184.) Grünewald, Mainz und Schöningh, Paderborn 1987. Kart. DM 29,80.

Diese 3. Auflage ist der unveränderte Nachdruck der 2. (1967); die 1. erschien 1963. Die „Briefe über Selbstbildung“ von 1930 wandten sich an junge Men-